



PREIS DEUTSCHLAND 5,30 €

DIE ZEIT

MIT CHRIST & WELT

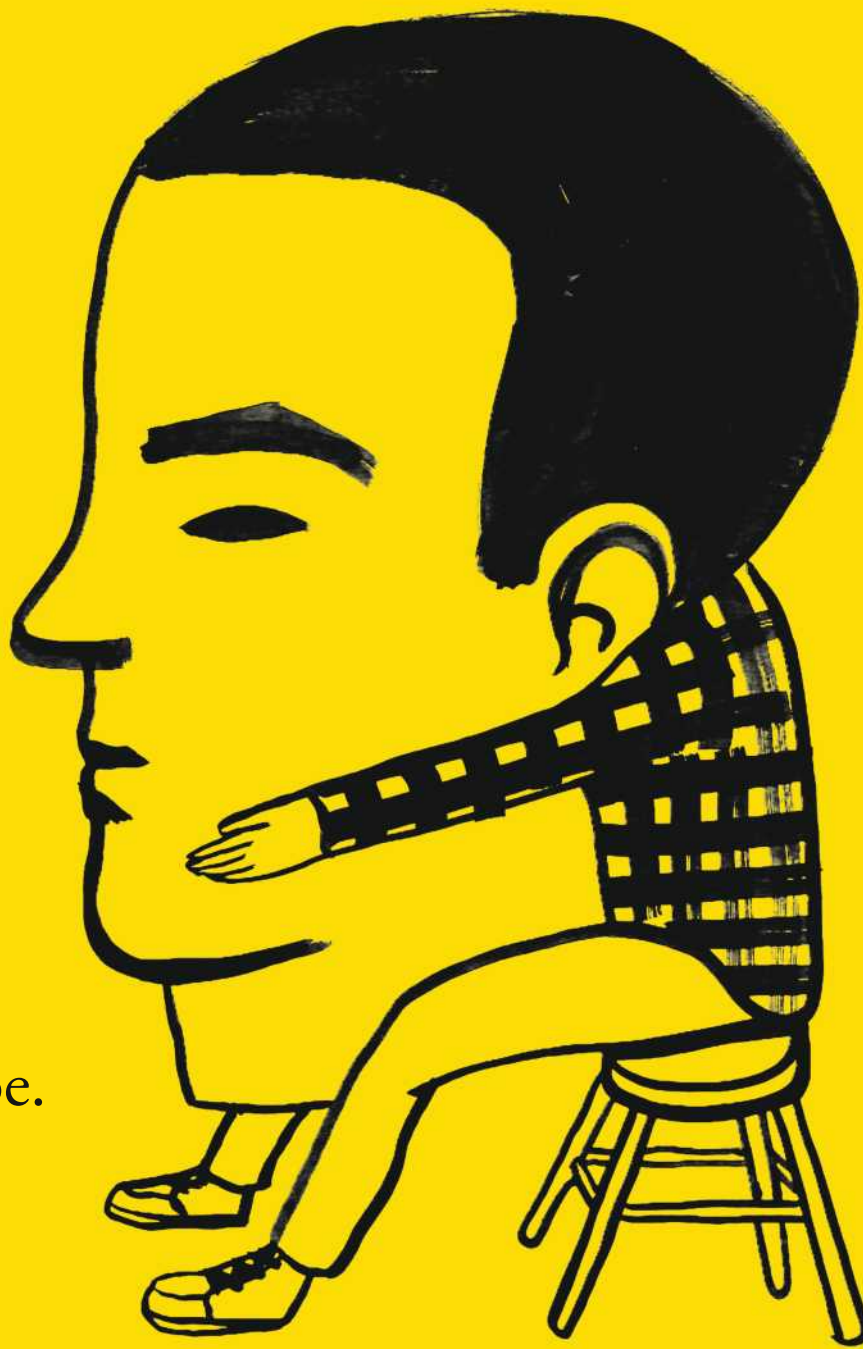


25. APRIL 2019 N° 18

Wann sind wir erwachsen?

Zwischen Rebellion und Anpassung: Erwachsen zu werden ist eine Lebensaufgabe. Aber es bedeutet nicht zwangsläufig den Verzicht auf Neugier und Abenteuer

CHANCEN



Titellustration: Geoff McFetridge

Mit 6 Seiten
Christ & Welt



Die 68er schuld am Missbrauch?
Johann Hinrich Claussen antwortet auf die Thesen des emeritierten Papstes

Christ & Welt, Seite 2



Wohin will dieser Mann?
Reinhard Kardinal Marx muss die Kirche aus ihrer größten Krise führen. Scheitert er?

Christ & Welt, Seite 3

TERROR IN SRI LANKA

Falsche Hoffnung

Der »Islamische Staat« ist nicht geschlagen. Er will mit aller Macht einen Religionskrieg herbeibomben **VON YASSIN MUSHARBASH**

Die Attentäter, die am Ostersonntag in Sri Lanka in vier Hotels und drei Kirchen diverse Bomben zündeten und über 300 Unschuldige ermordeten, zählten zur Terrorgruppe »Islamischer Staat« (IS), jedenfalls reklamiert der IS das Attentat für sich und veröffentlichte ein Video der Täter. Die Ermittler werden zu prüfen haben, ob sich Kontakte nachweisen lassen, ob es eine Anleitung vonseiten des IS gab oder eine Syrienreise eines der Mörder. Aber das Ergebnis ist zweitrangig, der IS wird so oder so profitieren: weil offenkundig ist, dass die Mörder von Colombo vom IS beeinflusst waren; und weil militante Islamisten diesen Anschlag schon jetzt als Zeichen der Stärke feiern.

Gläubige an ihren Feiertagen oder in ihren Gotteshäusern anzugreifen ist eine der Signaturen des IS. In Sri Lanka und zuvor auf den Philippinen, in Indonesien, Ägypten und Frankreich waren Christen das Ziel. Im Nahen Osten traf es Jesiden und Schiiten, die der IS auf diese Weise zu Opfern machte. Selbst Al-Kaida, die einzige große Konkurrenzorganisation, verkündete kürzlich, Anschläge auf heilige Stätten seien tabu. Das hat der IS stets anders gesehen. Seine Gründungsfigur Abu Mussab al-Sarkawi sprengte schon vor 15 Jahren schiitische Moscheen im Irak in die Luft, um einen Bürgerkrieg zu entfesseln. Die maximale Brutalität ist ein Signet des IS und schweißt seine Anhänger zusammen.

Das Ziel der Anschläge ist eine Situation, in der es kein friedliches Miteinander gibt

Das Blutbad von Colombo ist aber auch ein Angriff auf die gesellschaftliche Sollbruchstelle des Landes. Sri Lanka soll destabilisiert werden, die Regierung überreagieren. Das Ziel ist eine Situation, in der es kein friedliches Miteinander mehr gibt, denn Konflikte bringen Rekruten. Mit Blick auf Europa hat der IS diese Strategie bereits vor Jahren ausbuchstabiert. Muslime sollen durch Anschläge und die anschließenden Reaktionen gezwungen werden, sich auf eine Seite zu schlagen: auf die der Dschihadisten oder die ihrer Feinde, die »Grauzone« dazwischen müsse getilgt werden. Das ist nichts anderes als eine Anleitung zum Religionskrieg.

Aber hat nicht gerade erst eine aus über 70 Nationen bestehende Koalition dem Gottes-

staat des IS den Garaus gemacht? Lesen wir nicht täglich von Tausenden getöteten und gefassten IS-Kämpfern? Das stimmt. Doch der IS verfügt über eine Waffe, die sich nicht mit Artillerie vernichten lässt: seine Wandlungsfähigkeit. Sie hat eine physische und eine ideologische Dimension, beide sind bedeutsam.

Im physischen Raum verfügt der IS über die vielfach erprobte Fähigkeit, zwischen Guerillatruppe und Pseudostaat umzuschalten. Sobald er es kann, bläht er sich auf. Wenn er es muss, kann er aber auch mit ein paar Hundert Mann in der Wüste überdauern, wie er es gegenwärtig nach dem Fall seiner letzten Bastion in Syrien tut.

In der Sphäre der Ideologie profitiert er davon, dass er globalisierungsfähig ist. Die Prämisse ist Gewalt, alles andere lässt sich zurechtbiegen: Der IS propagiert Anschläge zum Zwecke der Vergeltung (etwa nach dem Massenmord von Christchurch). Er verlangt nach Terror als Beitrag zu einem Weltkrieg, in dem er sich wähnt (also gegen Bürger aller Staaten der Anti-IS-Koalition). Und er rechtfertigt sowieso und jederzeit Angriffe auf »Ungläubige«.

Kirchen, Soldaten, Hotels, Rock-Konzerte: Weil praktisch jedes Ziel legitim ist, kann auch jeder lokale Konflikt mühelos zum Teil des weltweiten Dschihad umgedeutet oder mit ihm verschmolzen werden. Und je öfter dies geschieht, desto mächtiger wird für die Sympathisanten die Illusion, einer globalen Bewegung anzugehören: Ihr schlagt uns in Syrien? Wir treffen euch in Sri Lanka!

Das ist umso fataler, als dass diese globalisierte Terrorlogik nicht mehr exklusiv bei Dschihadisten anzutreffen ist: Der Attentäter von Christchurch präsentierte seinen Anschlag auf Muslime als Rache für islamistische Gräueltaten – die Extremisten benutzen einander zur Rechtfertigung. »Kreuzfahrer, dieser blutige Tag ist euer Preis«, lautete die letzte bekannte Botschaft eines der Mörder von Sri Lanka.

Die Anschläge vom Ostersonntag sind deshalb ein Menetekel. Sie geben jenen Experten recht, die frühzeitig gewarnt haben, den Sieg über das »Kalifat« mit dem Ende des IS gleichzusetzen. Sie zeigen, dass die grausame Ideologie des IS nach wie vor wirksam ist. Und sie lassen erahnen, dass die Geißel des globalen Dschihadismus noch auf Jahre weiterbestehen wird.

www.zeit.de/audio

WAHL IN DER UKRAINE

Schluss mit lustig

Ein unerfahrener Komiker wird Präsident in Kiew. Das allein ist aber noch keine schlechte Nachricht **VON ALICE BOTA**

Mithistorischer Mehrheit haben die Ukrainer also einen Komiker, Geschäftsmann und Schauspieler zu ihrem Präsidenten gewählt. Einen, der in einer Fernsehserie zwar den Präsidenten spielt, aber in der Realität von Politik keine Ahnung hat. Das ist eine gute und eine schlechte Nachricht.

Gut ist sie deshalb, weil in der Ukraine, die seit fünf Jahren vom Krieg zerrieben wird und mehr als zehntausend Tote zu betrauern hat, die unter Korruption leidet und das ärmste Land Europas ist, weil also in diesem gebeutelten Land nicht etwa ein Hetzer oder Rechtsextremer gewonnen hat. Sondern der freundliche Wolodymyr Selenskyj: 41 Jahre alt, politisch unberührt, unkonventionell. Auf Wahlkampfauftritte und Interviews verzichtete er bis zu seinem Sieg, über seinen Kurs als Präsident schwieg er sich aus. Sprach er doch mal, dann klang er immerhin so versöhnlich, dass sich die unterschiedlichsten Wähler hinter ihm versammelten: Junge und Alte, Konservative und Liberale, Städte und Dörfer, Bürger aus Ost und West. Das ist also die radikalste Antwort, die sich die überwältigende Mehrheit der Ukrainer in diesen schwierigen Zeiten aus Protest zu geben erlaubt hat.

Selenskyj steht für einen neuen Typus Politiker: Den unverdorbenen Außenseiter

Wolodymyr Selenskyjs Erfolg gründet auf der Abkehr vom politischen Establishment. Er gibt sich als der Außenseiter, als der Unpolitische und deshalb Unverdorbene – und befindet sich in guter Gesellschaft. In Slowenien regiert ein Komiker, in Italien ist die Bewegung des Satirikers Beppe Grillo an der Macht, in Island war ein Comedian Bürgermeister der Hauptstadt. In den USA ist ein Unternehmer an der Macht, in der Slowakei wurde gerade erst eine Journalistin zur Präsidentin gewählt. International gesehen, erscheint die ungewöhnliche Wahl in der Ukraine gar nicht mehr so ungewöhnlich. Auch wenn die heutige Ukraine mit Italien, Island oder den USA nicht zu vergleichen ist – dass sich Wähler aus Wut und Misstrauen von etablierten Parteien abwenden, ist kein rein ukrainisches Phänomen, sondern wird in den kommenden Jahren weltweit sehr viele Politiker beschäftigen. Selenskyj ist es immerhin gelungen, Millionen frustrierter

Wähler vorerst zurückzuholen und ihre Radikalisierung zu verhindern. Und ganz nebenbei widerlegt sein Sieg die russische Propagandamaschine, die seit Jahren die ukrainische Führung als eine faschistische Junta zu denunzieren sucht: Selenskyj ist alles andere als ein Rechtsradikaler, ebenso der ukrainische Premierminister.

Was also könnte an der Nachricht von Selenskyjs Sieg auch nur ansatzweise schlecht sein? Nicht Wolodymyr Selenskyj wurde gewählt, sondern das alte System abgewählt. Deshalb konnte es so lange egal sein, wer Selenskyj eigentlich ist und was er will. Zwei Tage vor der Wahl rief er seinem Konkurrenten Petro Poroschenko ins Gesicht: »Ich bin nicht Ihr Gegner, ich bin Ihr Urteil.«

Doch wie abhängig ist er von dem ukrainischen Oligarchen, der im TV-Geschäft sein Partner ist? Will er sich mit den mächtigen Oligarchen im Land anlegen – oder sie lieber doch umarmen? Wie ernst ist es ihm mit alldem? Dank seiner Strategie, sich bloß nie festzulegen und Witze statt Wahlversprechen zu liefern, wurde Selenskyj zur perfekten Projektionsfläche. Nun ist er eine Art Barack Obama der Ukraine, der von den Erwartungen und Hoffnungen erdrückt wird, noch bevor er angefangen hat. Dabei wird Selenskyj nicht alles anders machen als sein Vorgänger, das könnte er gar nicht. An dem Westkurs seines Landes wird er weiterhin festhalten, an der Zusammenarbeit mit der Nato ebenfalls.

Auch das Verhältnis der Ukraine zu Russland wird unter Selenskyj nicht plötzlich ein anderes, wenn die russische Seite weiterhin so tut, als habe sie nichts mit dem Krieg in der Ostukraine zu tun. Immerhin will sich Selenskyj anders als sein Vorgänger um die Menschen in dem besetzten Teil des Donbass bemühen (siehe Politik, Seite 8). In der Innenpolitik aber verspricht Selenskyj nicht weniger, als »das System zu brechen«.

Viel Zeit, sich zu beweisen, hat er nicht. Die ukrainische Politik, sagt ein Berater aus seinem Team, folgt einem Zyklus: Erwartung, Enttäuschung, Apathie, schließlich Wut. Ausgerechnet ein Anti-Politiker soll diesen traurigen Polit-Zyklus durchbrechen. Dafür wird Wolodymyr Selenskyj aber erst mal zeigen müssen, wer er wirklich ist.

www.zeit.de/audio

PROMINENT IGNORIERT



Ele- oder Ottifant

Die ostfriesische Stadt Emden möchte den Ruhm ihres Ehrenbürgers, des Komikers Otto Waalkes, dadurch vermehren, dass die Fußgängerampeln rote oder grüne »Ottifanten« zeigen, die beliebten Comicfiguren des Zeichners. Ist das eine gute Idee? Manche Ostfriesen gehen bei Rot, weil sie an die Weltrevolution glauben, andere stehen bei Grün, weil sie die Natur schützen wollen. Da helfen weder Ele- noch Ottifanten. **GRN.**

Kleine Bilder (v. o.): Gutschalk/Imago; Gene Glover/Agentur Focus; Otto Waalkes/dpa

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 42 23 70 70, E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbrief@zeit.de

ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de; ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
Fax 040 / 42 23 70 90,
E-Mail: abo@zeit.de

PREISE IM AUSLAND:
DK 53,00/FIN 8,00/E 6,50/
CAN 6,80/F 6,50/NL 5,70/
A 5,40/CH 7,50/I 6,50/GR 7,10/
B 5,70/P 6,80/L 5,70/H 2300,00

N°18

74. JAHRGANG C 7451 C



4 190745 105309

18



Der Altarraum
der Pariser Kathedrale
Notre-Dame am
16. April.
Dachbalken durch-
schlugen die Decke.

Ostern 2019



Die St.-Sebastian-
Kirche in Negombo
in Sri Lanka nach der
Bombenexplosion am
21. April 2019.

Wunden und Wunder – zusammen ergibt das Ostern. Für manchen von uns mag diese theologische Dualität bis zum Beginn der Karwoche nur noch ein abstraktes Konstrukt gewesen sein, bestenfalls ein entlegenes biblisches Gerücht. Da stand plötzlich in der Nacht vom 15. auf den 16. April die Pariser Kathedrale Notre-Dame in Flammen, wie ein brennendes Menetekel erleuchtete sie den Nachthimmel. Und als die Königin aller Kathedralen in Schutt und Asche zu versinken drohte, wurden wir wieder gewahr, was Passion ist. Da überkam uns nicht nur eine kulturge-

schichtliche Verlustangst, weil mit dieser Kirche das wohl schönste Exemplar der mittelalterlichen Gotikkunst untergegangen wäre. Der Schreck, der uns ereilte, war metaphysischer Natur, es wehte – um mit dem »Engel der Geschichte« des Philosophen Walter Benjamin zu sprechen, ein »Sturm vom Paradiese her«. Und der erwies sich als Feuersturm in einer lauen Frühlingsnacht. Aber was dann kam, war das schon ein Wunder? Die Feuerwehrleute konnten das Kirchenschiff halten, nach vierstündigen Löscharbeiten war klar: Das kulturelle Erbe kann bewahrt werden, die Königin kommt mit schweren Blessuren davon.

Und als wäre es auf Ostern hin eine Auferstehungsgeschichte auf Französisch, nahmen mit jedem Tag

die Hoffnungszeichen zu: Am Anfang standen die geretteten Rosettenfenster, dann kamen die Spenden-summen in nie gekannter Höhe und schließlich, vielleicht erst mit dem Abstand der ersten Tage möglich, das Staunen darüber, wie viel eine Kirche im Zentrum des alten Europa in der Moderne von heute an weltweiter Anteilnahme auszulösen vermag. Ist das Christentum eben doch weit weniger stumm in seiner Ausstrahlung, als es oft heißt? Und ist die Welt, die so säkular oft daherkommt, weit weniger stumpf gegen den drohenden Verlust eines heiligen Ortes?

Doch mitten hinein in die ansteigende Hoffnungskurve der Rettung von Notre-Dame bricht eine neue Schreckensnachricht, am Ostersonn-

tag selbst, ins Ostergeschehen selbst, in Gottesdienste am anderen Ende der Welt, von Paris aus gesehen.

Der Terrorangriff in Sri Lanka auf sechs Kirchen und drei Luxushotels hat über 300 Tote und rund 500 Verletzte gefordert. Und diesmal ist es kein Zeugnis des Glaubens, das der Verwüstung ausgesetzt ist. Es sind Menschen, die tagtäglich mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele für ihren Glauben eintreten, einfach, indem sie in die Kirche gehen: So verschieden die Orte, so unterschiedlich hier der Brand aus Zufallsgrund, dort der Terrorakt aus barbarischen Motiven, so vergebens wäre jeder Versuch der Sinnstiftung im Angesicht des Leids. Doch keinen Sinn zu sehen im Leid sollte uns nicht zum Wegsehen

verführen: nicht von den Verzweifelten und nicht von der eigenen Verzweiflung der Ratlosigkeit. Wer kann da noch unbedarft auf die Auferstehung setzen?

Vielleicht geht mehr nicht, an diesem Ostern, als uns einzugestehen: Wie schwer ist es auszuhalten – dieses Spannungsfeld zwischen Paul Gerhards »O Haupt voll Blut und Wunden« und Klopstocks »Preis dem Todesüberwinder«. Ist das selbst nicht schon Martyrium? Diese Gläubigen, die das Ende des Martyriums Christi am Kreuz in der Osternacht feierlich begehen wollten, werden wieder zurückgebombt in den Tod.

Warum nur, fragen wir, dieser Stachel, wo doch mit den Nachrich-

ten aus Paris alles auf so gutem Wege schien?

Den Brand von Notre-Dame in Paris und den Terror in Sri Lanka nach den Kriterien einer täuschenden Nähe zu beurteilen, nach dem, was uns nahegeht, weil es uns näher liegt, kulturell und geografisch, wäre genau der falsche Impuls. Wie soll man fragen, was ein Menschenleben gegen eine Steinstatue wiegt? Aus beiden spricht die Passion, die Leidensfähigkeit, der wir Menschen auf Erden unaufhörlich ausgesetzt sind. Brauchte es sonst eine Erlösung? Deshalb braucht es die Auferstehung. Vielleicht ist jetzt genau die Zeit, den großen Deutungsversuchen einmal für einen Moment zu entsagen.

Andreas Ohler



Ähnliche Milieus: Der Evangelische Kirchentag (oben, hier 1987 in Frankfurt) bot jahrelang den Protagonisten der Odenwaldschule (unten) eine Bühne.

Die dunkle Seite der Freizügigkeit

Benedikt XVI. gibt den 68ern die Schuld am sexuellen Kindesmissbrauch. Das ist perfide und soll die Schuld seiner Kirche relativieren. Doch es ist nicht alles falsch, was er in seinem Aufsatz schreibt. Ein Gastbeitrag von JOHANN HINRICH CLAUSSEN

Manchmal kann man sich auch von schlechten Texten zum Nachdenken bringen lassen. Die jüngste Veröffentlichung von Joseph Ratzinger, dem ehemaligen Papst Benedikt XIV., ist offenkundig ein sehr schlechter Text. Allein die Tatsache, dass er ihn geschrieben und veröffentlicht hat, stellt ein Problem dar. Wenn man als Papst schon auf die neumodische Idee verfällt, in den Ruhestand zu gehen wie ein beliebiger Pastor, sollte man die Grundregel kollegialen Anstands beherzigen, dass man sich als Emeritus nicht öffentlich in die Amtsgeschäfte des Nachfolgers einmischt oder gar gegen diesen agiert. Wenn einem die dazu nötige Selbstdisziplin abhandenkommt, sollte man sich rechtzeitig Berater besorgen haben, die einen vor einem solchen publizistischen Schritt in die Öffentlichkeit bewahren.

Auch inhaltlich sind die Ausführungen von Joseph Ratzinger zur sexualisierten Gewalt in der katholischen Kirche von minderer Qualität. Dazu ist in vielen Zeitungen schon das Nötige geschrieben worden. Seine These, diese Skandale seien allein aus dem Kulturumbruch von 1968 herzuleiten, ist der letztlich hilflose Versuch, ein inneres Problem nach außen zu verlagern und den eigenen Lieblingsfeinden die Schuld für Missstände zu geben, für die er selbst die Verantwortung übernehmen müsste. Aber da Ratzinger die eigene Kirche weiterhin für heil und heilig ausgeben will, muss das Böse von außen kommen.

So schreibt er wider besseres Wissen erstaunliche Sätze wie: »Die Sache beginnt mit der vom Staat verordneten und getragenen Einführung der Kinder und der Jugend in das Wesen der Sexualität.« Der Sexualkundeunterricht an staatlichen Schulen also sowie die geschwundene Akzeptanz der herkömmlichen katholisch-asketischen Sexualmoral sollen die Wurzeln allen Übels sein. Es geht Ratzinger offensichtlich um Selbstexkulpation. Da ist es nur konsequent, dass die Betroffenen sexualisierter Gewalt in seinem Text praktisch nicht vorkommen.

Doch ist man gut beraten, sich nicht allzu lange mit diesem Text aufzuhalten. Besser ist

es, sich von ihm zu einem eigenen, selbstkritischen Nachdenken anregen zu lassen. Dabei kann man unentschieden lassen, ob Ratzinger nun einen Balken vor dem Kopf oder einen großen Splitter im Auge hat. Wichtiger und für die eigene Arbeit sinnvoller ist es, zu prüfen, wo eigene Wahrnehmungsdefizite liegen.

Nun hat Ratzinger einen Punkt benannt, über den nachzudenken sich lohnt: die dunkle Seite der sogenannten sexuellen Befreiung der Sechziger- und Siebzigerjahre. Sexualisierte Gewalt ist in den allermeisten Fällen keine spontane, einmalige Handlung, sondern etwas Systemisches. Sie ist Teil eines sozialen Systems, in dem die Balance von Nähe und Distanz nicht respektiert wird, Schwächeren das Recht, Nein zu sagen, nicht zugestanden wird, lebenswichtige Grenzen willkürlich und einseitig überschritten werden. Solche Systeme sind meist autoritärer Natur. In ihnen besitzen einige wenige eine unanfechtbare Autorität. Ihnen zu widersprechen ist undenkbar, was ihnen die Freiheit gibt, über jedes Maß hinaus auf die ihnen Untergebenen zuzugreifen. So können in geschlossenen konservativen Milieus – nicht nur in der katholischen Kirche – missbräuchliche Systeme entstehen. Doch damit ist bei Weitem nicht alles erklärt.

Denn auch das Gegenteil solch traditionell-autoritärer Systeme ist nicht davor geschützt, selbst zu einem missbräuchlichen System zu werden. Der antiautoritäre Protest von 1968 und den nachfolgenden Jahren hatte das Verdienst, hergebrachte Machtstrukturen und unzeitgemäße Regeln aufzubrechen. Zugleich jedoch konnte er auch dazu führen, dass unter dem Deckmantel der Liberalisierung andere Formen sexualisierter Gewalt entstanden. Ratzinger hat versucht, dies für seine Kirche zu beschreiben. Ob er damit recht hat, mag ich nicht beurteilen. Mich interessiert vielmehr, wie sich solche Prozesse in meiner eigenen, evangelischen Kirche vollziehen konnten. Und da wird man sagen müssen, dass gerade das Versprechen einer zeitgemäßen, unverklemmten, offenen Sexualmoral an manchen Orten zum Tor für postautoritäre Missbrauchssysteme wurde. Die verheerenden Vorgänge, die sich in der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde

in Ahrensburg bei Hamburg abgespielt haben, sind dafür ein, wenn auch besonders krasses Beispiel.

In einer viel beachteten Rede hat Kirsten Fehrs, die evangelische Bischöfin für Lübeck und Hamburg, dies im vergangenen Herbst auf der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland ausführlich zum Thema gemacht. In manchen Gemeinden, die sich für besonders fortschrittlich ausgaben, wurden althergebrachte Gebote des Anstands, der Sittlichkeit und der Distanz aufgehoben. Diese galten als vorgestrichen, lebensfeindlich. Was zunächst wie die Befreiung von einer unzeitgemäßen, pfarrherrlichen Förmlichkeit wirkte, wie die Eröffnung einer begeisternden persönlichen Nähe zwischen Jüngeren und Älteren, Männern und Frauen, Pastoren, Mitarbeitern und Ehrenamtlichen, konnte jedoch zu einer »Kultur der Grenzverachtung« ausarten. »Verbrämt mit zeitgeistiger Ideologie der späten Siebzigerjahre und der Reformpädagogik« wurden dann zum Beispiel in Jugendgruppen »Psychospiele zwecks Selbsterfahrung« veranstaltet, die zu massiven Demütigungen oder sexuellen Übergriffen führen konnten. Dabei wurde in erheblichem Maße Alkohol zur Senkung der Hemmschwellen eingesetzt. Hinzu kamen dabei noch, so Fehrs, evangelische Besonderheiten wie »die unreflektierte Vermischung von Privatem und Dienstlichem« oder »dezentrale Strukturen, die unklar machen, wer für was zuständig ist«. So konnte »Freiheit sukzessive mit Grenzenlosigkeit gleichgesetzt werden«.

Dies war für evangelische Kirchengemeinden in Deutschland, vor allem in den Siebzigerjahren, eine besondere Versuchung. Man verstand sich selbst als antiautoritär und bemerkte dabei nicht, wie die berechnete Ablösung von traditionellen Normen in ein neues System der Grenzverletzung münden konnte. Man meinte, die alten Institutionen der Übermächtigkeit ihrer Gewalt beraubt zu haben, und schuf dabei neue. Dabei half das besondere Prestige des Progressiven, Betroffene oder Misstrauische mundtot zu machen. Auch dies gehört ja zu missbräuchlichen Systemen: ein gewisser Glanz, ein besonderes Ansehen, das kritische Fragen gar nicht erst aufkommen lässt oder gleich zum Verstummen bringt.

Man denkt hier unweigerlich an die Odenwaldschule. Auch sie war ein Missbrauchssystem,

das sich als antiautoritär ausgab. Hier wurde die Parole des »Reformpädagogischen« von Pädokriminellen benutzt, um gezielt Grenzen des Anstands, der körperlich-seelischen Unversehrtheit und des Kinderschutzes zu verletzen. Diese fatale Schule war keine Einrichtung der evangelischen Kirche. Aber es gab protestantische Milieus und evangelische Eliten, die ihr das systemnötige Prestige verschafften. Auch der Deutsche Evangelische Kirchentag hat – wenn auch unwissentlich – dabei geholfen, sie vor Kritik zu schützen, indem er ihren Hauptprotagonisten wiederholt eine große Bühne bot. Es wäre gut, wenn dies einmal in Ruhe aufgearbeitet würde. So wie auch die ZEIT, die damals als das publizistische Forum dazu fungierte, ihren Anteil untersucht hat. Und wenn man schon einmal dabei ist, den antiautoritären/reformpädagogischen Komplex zu durchleuchten, sollte man auch schauen, was zeitgleich an staatlichen Schulen geschah. Auch hier konnte der progressive Aufbruch in psychische Abhängigkeit und sexuelle Ausbeutung führen. Das wäre für den »Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs«, Johannes-Wilhelm Rörig, ein lohnendes Thema.

Sexualisierte Gewalt ist eine besonders erschreckende, perfide und mächtige Gestalt menschlicher Bosheit. Um ihr Widerstand zu leisten, braucht es Freiheit und Regeln, einen offenen Umgang miteinander, aber auch klare Verabredungen. Zudem braucht es ein Bewusstsein dafür, dass das Böse nicht einfach von außen kommt, sondern immer auch eine eigene Möglichkeit darstellt. Deshalb ist es wenig sinnvoll, wenn Konservative zur Rückkehr in die alte Ordnung oder Liberale zu einem »Weiter-so« auf dem Weg des Fortschritts aufrufen. Besser ist es, sich gemeinsam in kritischer Selbstwahrnehmung zu üben.

Der evangelisch-lutherische Theologe Johann Hinrich Claussen ist Kulturbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Die im Text erwähnte Aufarbeitung der ZEIT zu den Vorgängen an der Odenwaldschule finden Sie im Netz unter www.zeit.de/2010/13/DOS-Missbrauch-Schweigen-Odenwald-Internet.

Impressum

Redaktion:
Raoul Löbbert (Leitung),
Hannes Leidlein (Stellv. Leitung),
Merle Schmalenbach (Stellv. Leitung)
Fabian Klask, Andreas Öhler,
Christina Rietz

Anschrift Redaktion:
Christ & Welt
Konstanzer Straße 64, 10707 Berlin
Telefon: (030) 88 71 43 83
E-Mail: redaktion@christundwelt.de
Internet: www.zeit.de/christundwelt

Anschrift Verlag:
ZEIT Credo GmbH
Speersort 1, 20095 Hamburg
Telefon: (040) 32 80 00

Geschäftsführer:
Dr. Rainer Esser, Patrik Schwarz (Vi.S.d.P.)

Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei
GmbH, 64546 Mörfelden-Walldorf

Abonnement Deutschland:
Abonnement DIE ZEIT
52 Ausgaben € 275,60;
Studentenabonnement DIE ZEIT
52 Ausgaben € 174,20

Abonnementbestellung
für die Extraausgabe der ZEIT
mit Christ & Welt:
Leser-Service, 20080 Hamburg
Telefon: (040) 42 23 70 70
Fax: (040) 42 23 70 90
oder **E-Mail:** abo@zeit.de

Wer ist dieser Mann?



Foto: Gene Glover/Agentur Focus

Ein Liberaler? Oder doch ein Konservativer? Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Reinhard Kardinal Marx, war lange schwer zu fassen. In der größten Krise seiner Kirche hat er sich entschieden: Er will Reformen sein. Doch vielleicht ist es dafür zu spät VON FABIAN KLASK UND RAOUL LÖBBERT

Als Sozialethiker philosophierte Marx in Interviews druckreif über die dunklen Seiten des Kapitalismus. Dass er überhaupt Interviews gab, deutete für viele Konservative umso mehr darauf hin: Dieser Marx kann nicht aus unserer Mitte sein.

Ob Reinhard Kardinal Marx, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, in diesen Tagen oft an Gerhard Schröder denkt? Tatsächlich verbindet den Ex-Kanzler und den Kardinal so manches: Beide gelten als geborene Machtmenschen und barocke Lebemänner, als wendige Aufsteiger, passionierte Zigarrenraucher und medienaffine Managertypen. Auch sind beide ideologisch nicht leicht ausrechenbar. Ob sie links sind oder konservativ, weiß keiner genau, sie selbst wohl eingeschlossen. Um in Amt und Würden zu kommen, bewiesen beide Härte im Umgang mit Weggefährten. Der eine, Schröder, sagte erfolgreich Rudolf Scharping ab. Der andere, Marx, half, seine Mitbrüder Walter Mixa und Franz-Peter Tebartz-van Elst aus dem Bischofsamt zu entfernen, als der öffentliche Druck es notwendig machte.

Und dann, als sie alles erreicht hatten, als der eine im Kanzleramt eingezogen war und der andere zum Verdross seiner Gegner Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz wurde, setzten beide auf einmal alles aufs Spiel und riskierten ihre Karrieren für etwas, was man vermeintlichen Karrieristen eigentlich nicht zutraut: Mut zu Reformen. Ganz freiwillig war das nicht, Schröder wie Marx sahen sich jeweils mit Krisen ungekannten Ausmaßes konfrontiert. Während Schröder Anfang des Jahrtausends jedoch Deutschland nur aus dem ökonomischen Jammerthal führen musste, hat es Marx heute ungleich schwerer. Seine Kirche ist durch den tausendfachen sexuellen Kindesmissbrauch durch Kleriker moralisch diskreditiert. Eine solche Krise kann man nicht per Agenda befrieden. Unabhängig davon wird beider Name stets mit dem Reformprogramm verbunden bleiben, das

sie je verantworten mussten. Sowohl Schröder wie auch Marx standen dabei tief gespaltenen Institutionen vor – Schröder der SPD, Marx der Bischofskonferenz. Doch nur bei Schröder wissen wir bislang, wie das Ganze ausging.

Im Endstadium seiner Kanzlerschaft stellte er die Vertrauensfrage und verlor. Später verlor er die Bundestagswahl. Und das alles wegen seiner Agenda 2010. Und Marx? Auch er könnte bald gezwungen sein, die Vertrauensfrage zu stellen. Bei der Herbstvollversammlung der Bischöfe in Fulda wird es möglicherweise im September bereits so weit sein. Dann entscheidet sich, was aus Marx und seinem Reformprojekt wird. Dann befinden seine Mitbrüder darüber, ob und wie es mit dem gerade erdachten synodalen Weg weitergeht.

Unter erheblichem öffentlichem Druck haben die Bischöfe das Konstrukt namens »synodaler Weg« bei ihrem letzten Treffen in Lingen vor wenigen Wochen beschlossen. Was genau man da verabschiedet hatte, war selbst vielen Bischöfen nach dem Treffen noch ein Rätsel. Zu kirchenrechtlich schwammig war der Titel, zu wenig konkret das Programm dahinter. Und doch markiert die Entscheidung von Lingen eine Zäsur: Zum ersten Mal machen die Bischöfe nicht mehr nur unter sich aus, welche Konsequenzen aus dem Missbrauchsskandal gezogen werden sollen, sondern beteiligen Laien und unabhängige Experten am Reformprozess.

Um dies zu erreichen, musste Marx einige widerstrebende Mitbrüder mit der ganzen Autorität seines Amtes auf den synodalen Weg zwingen. Seitdem gilt der Weg als sein Projekt. Der Kardinal wird fortan an ihm gemessen werden. Groß waren dabei die von ihm gemachten Versprechen: Anders als bei früheren Gesprächsformaten werde man Streitthemen nicht mehr ausklammern, am Ende müssten klare Ergebnisse stehen, endlose

Debatten ohne Ziel würde die Basis heute nicht mehr akzeptieren. »Es wird uns nicht mehr durchgelassen«, sagte Marx nach der Vollversammlung in Lingen, »dass wir jetzt jahrelang nur reden, reden, reden.«

Auf einmal soll alles schnell gehen: Im Mai werden sich die ersten Arbeitsgruppen aus Bischöfen, Laien und Experten treffen. Im September soll ein Plan für die großen Reformgespräche stehen, die dann folgen. Doch schon jetzt ist absehbar: Das, was bereits bis September vorbereitet wird, ist heikel. Es geht um den Umgang mit klerikaler Macht, die Lebensfähigkeit der katholischen Sexualmoral, die Zukunft des Zölibats, die Rolle der Frau in der Kirche.

Bereits vor der Tagung in Lingen überboten sich die liberalen Vertreter in der Bischofskonferenz mit öffentlichen Reformvorschlägen, während die Konservativen beteuerten: In allen wesentlichen Punkten sei kein Handlungsspielraum vorhanden. An Gründonnerstag beschwor Marx deshalb die Skeptiker mit Verweis aufs Alte Testament. Dieser Weg werde kein leichter sein, sagte Marx, er gleiche dem Marsch der Israeliten durch die Wüste: »Die Mühen und Herausforderungen des Wegs kann man sich nicht ersparen, wenn man ans Ziel kommen will.« Doch wollen das überhaupt alle unter Deutschlands Bischöfen?

Christ&Welt hat in den vergangenen Wochen mit vielen Beteiligten und Beobachtern des synodalen Wegs gesprochen. Ihr Fazit: Reinhard Kardinal Marx steckt in der Erwartungsfalle. Einerseits weiß er, dass der Scham- und Entschuldigungsrhetorik Reformen folgen müssen, wenn er öffentlich glaubwürdig bleiben will. Andererseits erwarten seine konservativen Kritiker von ihm, dass er den Kern des Katholischen unangestastet lässt – und was der Kern ist, wollen sie selbst bestimmen.

Obwohl das konservative Lager kleiner ist als das der Liberalen und Moderaten, ist es strukturell im Vorteil: Veränderungen stehen im katholischen Selbstverständnis unter besonderem Rechtfertigungszwang. Zudem braucht Marx für seinen synodalen Weg die Mitwirkung aller Bischöfe. Aus dieser Erwartungsfalle versucht er zu entkommen, indem er sich seiner letzten und schärfsten Waffe bedient: Der Weg ist mittlerweile so sehr mit dem Namen Reinhard Kardinal Marx verbunden, dass ein Scheitern des Wegs auch ein Scheitern des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz bedeuten würde. Marx müsste dann wohl zurücktreten, wollte er nicht als machtlos gelten.

Das nutzt er für sich. Wenn er ginge, müsste sich erst einmal jemand anderes für den Vorsitz finden. Genau das scheint in der aktuellen Krisenlage aber keiner seiner Gegner zu wollen. Sosehr der Vorsitz nämlich mit öffentlichem Prestige und Medienpräsenz verbunden ist: Er ist auch ein undankbares Amt, wenn man nicht nur verwalten, sondern gestalten will. Deshalb will kein Konservativer es haben. Seit der Dauerfehde zwischen dem radikalkonservativen Joachim Kardinal Meisner und dem liberal-intellektuellen Karl Kardinal Lehmann ist es bei den Konservativen Tradition, den Vorsitzenden durch gezielte Nadelstiche anzuschließen, ohne ihn abzuschließen. Ein idealer Vorsitzender ist für sie vor allem eins: schwach und liberal. So wie Marx' Vorgänger Robert Zollitsch.

Auf Marx selbst konnten sie sich lange keinen rechten Reim machen. Dass er als charismatisch und eloquent galt und auch für Kirchenferne das Positivklischee eines katholischen Würdenträgers verkörperte, machte ihn im konservativen Lager eher suspekt. Zudem gilt er als volksnah. Marx lacht viel und laut und fand in der Vergangenheit in jeder Situation die richtigen Worte, um sich bei Laien, Protestanten,

Medien oder Politikern beliebt zu machen. Und wenn er sie mal nicht fand, dann klopfte Marx seinem Gesprächspartner brüderlich die Schulter – das kommt auch gut an. So klopfte er sich jahrelang erfolgreich durch die Gemeinden, ohne sich allzu sehr dabei in die Karten schauen zu lassen. Nebenbei philosophierte er als Sozialethiker in Interviews druckreif über die dunklen Seiten des Kapitalismus. Dass er überhaupt Interviews gab, deutete für viele Konservative umso mehr darauf hin: Dieser Marx kann nicht aus unserer Mitte sein.

Dabei übersah das konservative Lager: Wenn die Situation es erfordert, ist Marx bisweilen knallhart katholisch. Und in seinen Trierer Jahren erforderte es die Situation durchaus. Da hieß der Papst noch Benedikt XVI. und war der Heros aller Traditionalisten. Von 2002 bis 2008 war Marx Bischof von Trier. In dieser Zeit verweigerte er einer jungen Theologin das Nihil obstat, die für die Lehre notwendige kirchliche Unbedenklichkeitserklärung, offenbar weil sie ihm allzu liberal war. Auch entthob er einen Priester seines Amtes, weil der sich erdreistete hatte, Protestanten zur Kommunion einzuladen. Später bedauerte Marx seine Härte und gab zu, milder geworden zu sein mit den Jahren. Oder mit den Päpsten.

Wurde Marx einst nämlich vom konservativen Benedikt XVI. gefördert und zum Erzbischof von München und Freising ernannt, gilt er heute als Vertrauter des eher linksalternativen Papst Franziskus. Dieses Kunststück bekam kein anderer deutscher Bischof bislang hin. Joachim Kardinal Meisner war die karrierebewusste Geschmeidigkeit seines Mitbruders schon früh unangenehm aufgefallen. Als selbst ernannter Hüter des wahren katholischen Glaubens versuchte Meisner 2014 angeb-

Fortsetzung von Seite 3

lich, Marx als Vorsitzenden der Bischofskonferenz zu verhindern. Hinter Marx' Unangreifbarkeit vermutete er wohl eine Stärke, die er als Bedrohung empfand. Dennoch wurde Marx Vorsitzender. Und Meisner starb im Sommer 2017.

Beweist Reinhard Kardinal Marx nun im Zeichen der Krise, dass er ein starker Anführer ist und nicht nur ein Aufsteiger? Oder treibt ihn etwas anderes: der Mut der Verzweiflung beispielsweise? Mit dem Wiederaufflammen des Missbrauchsskandals in den vergangenen beiden Jahren scheint in ihm eine Erkenntnis gereift zu sein: Das System, dem er so viel verdankt, ist in Gefahr. Die Kirche droht die Glaubwürdigkeit und die moralische Integrität zu verlieren, die sie zum Überleben zwingend braucht. Noch nie waren die Reformervorstellungen der Öffentlichkeit und die Frustration an der katholischen Basis deshalb so groß.

Marx weiß als kluger Taktiker: Erfolgreiches Krisenmanagement bedeutet, im richtigen Moment entschlossen das Notwendige zu tun. Andernfalls wird man selbst zum Gejagten. In Lingen wurde ihm bewusst: Dieser Zeitpunkt ist jetzt! Doch anders als bei früheren Entscheidungen sind die Reformthemen zu groß, das Heft des Handelns liegt nun nicht mehr allein in seiner Hand, sondern in den Händen seiner Mitbrüder – und damit auch in den Händen seiner Gegner.

»Ich mache Tempo«, es gehe um »Verbindlichkeit«, die Debatte werde kein »belangloses Gespräch« – als Marx die Idee des synodalen Wegs bei der Pressekonferenz in Lingen vorstellt, versucht er erst gar nicht, die Erwartungen zu dämpfen. Dabei haben er und seine Amtskollegen kaum mehr als einen Begriff beschlossen. Doch Marx' Euphorie erklärt sich aus seiner Sisypusarbeit hinter den Kulissen. Bis kurz vor Schluss rang man um das Konzept. Marx selbst, sonst eine Art Sitzungsleiter und Conférencier, gab die Moderation ab und schlug sich auf die Seite der Reformer: Er könne sich dann freier einmischen. Schon am Abend zuvor soll in kleiner Runde um die Reformidee gestritten worden sein.

Keiner der anderen 65 anwesenden Bischöfe und Weihbischöfe aber stand unter einem vergleichbaren Druck wie Marx: Viele große Zeitungen hatten das Treffen im Emsland schon zur Halbzeit in Grund und Boden geschrieben. In der größten Krise der Kirche hatten die Bischöfe bis

dahin kaum mehr beschlossen als ein paar Arbeitspapiere. Sollte Marx sich mit diesen mauen Ergebnissen vor die Abschlusspressekonferenz stellen?

Erst eine halbe Stunde vor der Pressekonferenz habe man sich geeinigt, gibt Marx später zu. Sein Hinweis, dass die Einigung einstimmig war, sollte den Streit hinter den Kulissen überdecken – es ist allerdings wohl nur die halbe Wahrheit: Nach Informationen von Christ&Welt gab es mehrere Enthaltungen im Kreis der Orts- und Weihbischöfe. Schon der Titel »synodaler Weg« klingt nach einer gequälten Kompromissformulierung.

Warum keine Synode oder ein Konzil? Ein Novum wäre gerade die Synode nicht. Schon nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil sollte eine Synode die römischen Beschlüsse für Deutschland übersetzen: Zwischen 1971 und 1975 tagte das Reformplenum regelmäßig im Würzburger Kiliansdom: Gleich ob Bischof oder Laie, jeder hatte nur eine Stimme. Damals wurde der Beruf des Pastoralreferenten erfunden und die Beteiligung der Laien über die Pfarrgemeinderäte sichergestellt. Rom müsste eine Neuauflage des Formats extra genehmigen. Zudem lehnt das konservative Lager eine Synode kategorisch ab. Die Verantwortung für den Glauben, argumentierte etwa der Regensburger Bischof Rudolf Voderholzer jüngst, sei an keine Synode delegierbar, sondern Chef- und damit Bischofssache.

Eine Alternative wäre ein sogenanntes Plenarkonzil. Es ist für die nationale Ebene gemacht – aber etwas in Vergessenheit geraten. 2020 will es die ebenfalls durch einen Missbrauchsskandal schwer erschütterte australische Bischofskonferenz für ihre Reformdebatten nutzen. Der Münsteraner Kirchenrechtler Thomas Schüller hält dieses Format für das beste derzeit mögliche: Es sei zwar ursprünglich als Bischofszusammenkunft gedacht, ließe sich von den Bischöfen aber problemlos erweitern.

Am Ende, schlägt Schüller vor, könnte sich das Konzil zu je einem Drittel aus den folgenden drei Gruppen zusammensetzen: den Orts- und Weihbischöfen, den Leitern von Priesterseminaren, den Orden und Vertretern von theologischen Fakultäten sowie der Gruppe der Laien. »Jede Gruppe müsste den Beschlüssen mit einer qualifizierten Mehrheit zustimmen, damit sie wirksam werden. Die Bischöfe würden sich vorher per Geschäftsordnung an die Entscheidungen des Plenarkonzils binden«, sagte Schüller im Gespräch mit Christ&Welt. Die Vorteile

aus Perspektive des Kirchenrechtlers: Ein solches Format könnte per eigener Geschäftsordnung relativ leicht auf deutsche Verhältnisse angepasst und zügig beschlossen werden und wäre nicht auf die Zustimmung aus Rom angewiesen. Außerdem würde es öffentlich tagen und so eine seltene Debattenbühne in der Kirche bieten. Gegen eine Mehrheit der Bischöfe könnten die beiden anderen Gruppen nichts beschließen – sie hätten faktisch ein Veto. Das muss Reformen nicht verhindern, zeigt aber die Grenzen der innerkirchlichen Demokratie.

In dieser schwierigen Gemengelage müssen Marx und die treibenden Kräfte in der Reformdebatte wie der Essener Bischof Franz-Josef Overbeck etwa oder der Osnabrücker Amtsbruder Franz-Josef Bode den synodalen Weg nicht nur mehrheitsfähig machen. Sie müssen ihn mit einer Verbindlichkeit ausstatten. Wenn Marx es nicht schafft, diese Verbindlichkeit zu garantieren, wäre die Hoffnung auf den katholischen Aufbruch dahin. Dann würde wohl auch das Zentralkomitee der deutschen Katholiken nicht mehr mitmachen: »Es muss um Entscheidungen gehen«, sagt ZdK-Präsident Thomas Sternberg im Gespräch mit Christ&Welt, »nicht nur um Empfehlungen, sonst hat das für uns keinen Sinn.« Auf die Ankündigung des synodalen Wegs reagierte das ZdK bisher eher zurückhaltend. So als glaube man dort noch nicht, dass Marx das Kunststück fertigbringt, die hochfliegenden Erwartungen der Reformer mit den roten Linien der konservativen Amtsbrüder und dem Kirchenrecht zu versöhnen. Im Mai will sich das ZdK festlegen, ob und wie es sich beteiligen will.

Der nächste entscheidende Moment wird die nächste Bischofsversammlung im Herbst sein. Schafft es Marx bis dahin nicht, seine Amtsbrüder auf ein verbindliches Format festzulegen, wird er sein Versprechen auf einen demokratischen Prozess kaum halten können. Dann wäre Marx so schwach, wie sich die Konservativen ihren Vorsitzenden wünschen. Marx' wichtigster Gegenspieler könnte dann jubilieren: der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki.

Nur zwei Wochen nach der Last-Minute-Einigung von Lingen schickte Woelki seinem Amtsbruder aus München bereits einen vergifteten Gruß in Form eines ganzseitigen Textes in der konser-

vativen »Tagespost«. Tenor der Abhandlung: Reformen sind überflüssig, sie verwässern nur den katholischen Wein. Der Text ist eine Kampfansage, und es ist nicht die erste. Bereits im vergangenen Jahr hatten Woelki und sechs konservative Mitstreiter gezeigt, wie man Kirchenpolitik gegen den eigenen Vorsitzenden macht. Kurz zuvor hatte die Mehrheit der deutschen Bischöfe auf Marx' Betreiben beschlossen, evangelische Ehepartner von Katholiken unter bestimmten Umständen zur Kommunion zuzulassen. Dem Kölner Kardinal ging das zu weit. Weil er die Mehrheitsmeinung nicht verhindern konnte, wählte er wie sein Vorgänger Meisner in den Auseinandersetzungen mit Lehmann einen anderen Weg. Woelki und seine Mitstreiter formulierten einen Beschwerdebrief nach Rom. Und Rom entschied zu Woelkis Gunsten: Die Kommuniionsfrage sei keine Frage, die man in Deutschland allein entscheiden dürfe, so der Vatikan. Marx war blamiert.

Seitdem wettet sein Widersacher immer unverhohlener gegen Marx und die Verweltlichung der Kirche. Schützenhilfe bekam Woelki dabei jüngst von Marx' ehemaligem Förderer Benedikt XVI. In einem Schreiben gab der Papa emeritus den 68ern und der allgemeinen Gottlosigkeit die Schuld am Missbrauch in der Kirche. Statt sich zu reformieren und der lasterhaften Gesellschaft weiter zu öffnen, solle die Kirche lieber an der »Erneuerung des Glaubens« arbeiten.

Was den synodalen Weg anbelangt, könnten sich Woelki und die Seinen zwei potenzielle Bruchstellen zunutze machen: Wenn zwar gemeinschaftlich beraten wird, die Bischöfe am Ende aber jede Reform beziehungsweise jeden Reformwunsch einstimmig beschließen müssten, ist eine Einigung nahezu unmöglich. Daher plädieren nicht nur Kirchenrechtler, sondern auch die Diplomaten unter den Bischöfen für ein Mehrheits- und ein Minderheitsvotum: Es ist Marx' einzige Chance, die Beschlüsse am Ende auch gegen die Konservativen durchzusetzen.

Die zweite Bruchstelle ist Papst Franziskus selbst. Lässt er die Deutschen erst einmal gewähren? Schaltet er sich früh ein? Auch möglich, dass der Papst erst nach Ende eine wichtige Rolle spielt: In zentralen Fragen muss er ohnehin entscheiden, ob er deutsche Sonderwege durchgehen lässt. Außerdem könnten die Konservativen Rom mal wieder als Bremsen einsetzen: Sie könnten Zweifel an bestimmten Beschlüssen anmelden, schon

läge der Fall bei den Hütern der Glaubenslehre im Vatikan. Was dann passiert, ist schwer abzuschätzen, schließlich hat Franziskus im Kommuniionsstreit schon einmal in einem Streitfall gegen Marx und die Bischofskonferenz entschieden. Damit das nicht wieder passiert, ist Marx gezwungen, an zwei Fronten zu kämpfen: Einerseits muss er verhindern, dass die Bischofskonferenz sich auf dem synodalen Weg vollends zerlegt, und gleichzeitig Franziskus für den Weg gewinnen.

Dieser dürfte zwar durchaus ein Interesse daran haben, dass Marx nicht allzusehr geschwächt wird, schließlich gehört Marx dem elitären K9-Beratergremium an – einer Art Schattenregierung, die Franziskus an allen vatikanischen Instanzen vorbei etabliert hat. Doch Franziskus ist impulsiv. Außerdem dürfte die Glaubenskongregation ebenfalls ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Und dass Franziskus kein Problem damit hat, aus internen Rücksichtnahmen selbst Vertraute zu düpieren, hat er am Beispiel von Reinhard Kardinal Marx bereits bewiesen.

Dieser spielt genau wie Gerhard Schröder einst in den parteiinternen Auseinandersetzungen um die Agenda 2010 mit allergrößtem Risiko. Er weiß: Eine andere Wahl hat er nicht. Wie Schröder wird auch Marx an seinen Reformversprechungen gemessen. Und selbst wenn er es schafft, diese in die Tat umzusetzen und den synodalen Weg allen Widerständen zum Trotz mit Leben zu füllen, beweist das Beispiel Schröder doch: Der Mann an der Spitze geht nach der Zerreißprobe nie als strahlender Sieger hervor. Noch heute gilt Schröder wegen der Agenda 2010 bei manchen als Verräter der sozialdemokratischen Idee, als Totengräber seiner Partei. Und obwohl er Deutschland zu dem Aufschwung verholfen hat, von dem seine Nachfolgerin im Kanzleramt lange profitierte, hat es ihm und der SPD keiner gedankt.

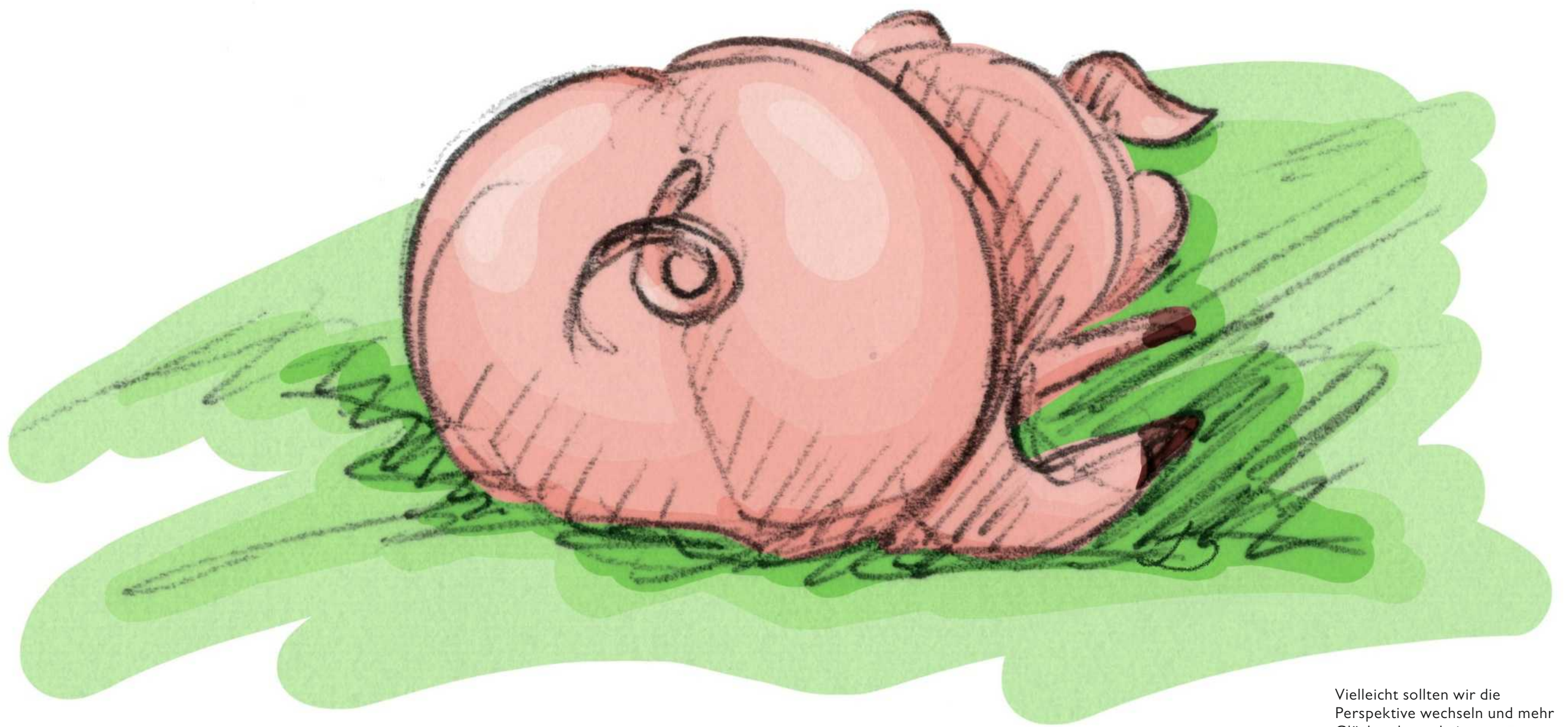
Genauso könnte es Reinhard Kardinal Marx ergehen, selbst wenn er alles erreicht, was er will. Genau das bedeutet Führungsfähigkeit im Krisenfall: Man muss fähig sein, zu erkennen, wann die eigene Karriere zweitrangig geworden ist. Mit 65 Jahren hat Reinhard Kardinal Marx für sich selbst nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu gewinnen. Nun ist er frei, das Richtige zu tun.

Marx ist gezwungen, an zwei Fronten zu kämpfen: Einerseits muss er verhindern, dass die Bischofskonferenz sich auf dem synodalen Weg vollends zerlegt, und gleichzeitig Franziskus für den Weg gewinnen.



Reinhard Marx wuchs als Sohn eines Schlossermeisters im westfälischen Geseke auf. Seit 2008 ist er Erzbischof von München und Freising.

Foto: Gene Glover/Agentur Focus



Vielleicht sollten wir die Perspektive wechseln und mehr Glücksgelassenheit wagen.

Herrlichkeit des Lebens

Glück gilt heute als wichtigster Indikator für ein gelungenes Leben. Ist es richtig, dass wir alle glücklich sein wollen? Ein Essay VON JEAN-PIERRE WILS

Wir modernen Menschen sind auf ein glückliches Leben geeicht. Man könnte regelrecht von einem Glücksimperativ sprechen, von der Erwartung, ja sogar von der Pflicht, glücklich zu werden. Rund um die Uhr werden wir dazu angehalten – dauerhaft beschallt durch Glücksaufforderungen und von bildhaften Suggestionen geradezu in Geiselhaft genommen –, in dieser Angelegenheit nicht zu verzagen. Wir sollten nach einem möglichst erfüllten Dasein streben, uns ständig um unsere Lebensqualität sorgen. Uns wird ans Herz gelegt, dass guter Rat und sorgfältige Planung zu diesem Ziel führen werden. Auf dem Weg zum Glück stehen wir uns höchstens selbst im Wege.

Was »Glück« eigentlich ist und woraus es besteht, bleibt jedoch meistens unbeantwortet. Sind wir glücklich, wenn wir euphorisch gestimmt sind und von Hochgefühlen übermannt? Falls das so wäre, bliebe das Glück auf einzelne Momente beschränkt. Es wäre von kurzer Dauer.

Oder kann man Glück quantifizieren und seine Bestandteile gleichsam einsammeln? Diese optimistische Version stellt in Aussicht, dass es Strategien zur Glücksrealisierung gibt. Eine Glückspädagogik wäre demnach wünschenswert.

Ist individuelles Glück in einer unglücklichen Gesellschaft vorstellbar? Das würde vom Einzelnen Erhebliches verlangen – Durchhaltevermögen, Resilienz, Unabhängigkeit und Charakterstärke.

Bedeutet Glück vielmehr die Realisierung all dessen, was wir verlangen, und ist dieses Verlangen – je nach Person – ein jeweils anderes Verlangen? Oder existieren eventuell Maßstäbe des Glücks, die davon unabhängig sind?

Offenbar ist das Glück ziemlich vage, weshalb der Glücksimperativ, wenn wir nicht äußerst vorsichtig sind, schnurstracks ins Unglück führt – in die permanente Enttäuschung, in die traurige Kunst der Selbstüberforderung, in die Entfremdung von sich selbst.

Mehr als Lust und Genuss

»Glück« verbinden wir heute vor allem mit Empfindungen von Lust und Genuss. Es ist hedonistische Natur. Glück muss man mit anderen Worten fühlen und erfahren. Es ist sinnlich in seiner Art, sensorisch. Das leuchtet zunächst unmittelbar ein, aber diese Auffassung hat dennoch ihre Tücken. Wir befinden uns nämlich kaum längere Zeit in einem sol-

chen Zustand. Lust und Genuss sind in aller Regel von kurzer Dauer, manchmal sogar bloß augenblicksgebunden. Falls wir uns also mit dieser Glücksauffassung begnügten, bestünde Glück lediglich aus einzelnen Momenten. Unser Leben über längere Zeit als glücklich zu bezeichnen wäre dann kaum möglich.

Darüber hinaus ist die Rückbindung von Glück an Lust und Genuss auch in anderer Hinsicht problematisch: Auch wenn ich meinen Beruf liebe und glücklich darüber bin, ihn gewählt zu haben, bedeutet das längst nicht, dass ich während meiner beruflichen Tätigkeit immer Lust und Genuss erfahre. Oftmals ist die Ausübung des Berufs mit Mühen und Schwernissen verbunden. Aber diese vermögen – vorausgesetzt, sie nehmen nicht überhand – meine positive Einstellung zum Beruf nicht grundsätzlich zu verändern. Und vorausgesetzt, ich hätte ein Mittel gefunden, mich ständig glücklich zu fühlen, wäre längst nicht gewährleistet, dass ich auch wirklich glücklich bin. Wir wollen unser Glück nicht bloß geschenkt bekommen, es passiv entgegennehmen oder es einkaufen, denn wir wollen etwas tun, damit wir glücklich sind, einen eigenen, aktiven Beitrag zu unserem Glück leisten.

Vielleicht sollten wir uns auf eine andere Auffassung konzentrieren. Wäre es möglich, dass Glück aus der Befriedigung unserer Verlangen besteht? Reicht es nicht aus, dass meine Verlangen befriedigt werden, damit ich glücklich bin? Wenn ich bekomme, was ich will und was ich mir wünsche, bin ich dann nicht glücklich? Auch hier lautet die Antwort leider »Nein«. Es gibt jede Menge Verlangen, die uns geradeaus ins Unglück führen. Es gibt Dinge, die wir zwar wollen, aber die wir besser nicht wollen sollten.

Was heißt hier »besser«? Es heißt: Wir müssen uns über unsere Verlangen und ihre Folgen und Auswirkungen aufklären. Wir benötigen informierte Verlangen, aufgeklärte Wünsche. Wir sollten wissen, was es für Folgen hat, wenn wir nach etwas verlangen und es uns wünschen. Die sofortige oder schnelle Befriedigung eines Verlangens steht nicht selten einer eher langfristigen Befriedigung eines anderen Wunsches im Wege. Aber mehr noch: Die Erfüllung eines Verlangens hat oft zur Folge, dass ich nach Neuem verlange. Ich befinde mich dann in einer Kaskade von Verlangen, verliere irgendwann die Orientierung – und bin dann ein unglücklicher Gefangener meiner Wünsche. Und zuletzt: Es ist gar nicht leicht, zu wissen, was wir wirklich verlangen. Wir passen unsere Verlangen oft den Umständen oder den Angeboten an. Wir wählen dann nicht etwas, weil wir danach verlangen,

sondern wir verlangen danach, weil es augenscheinlich leicht zu haben ist.

Das Problem des Todes

Trotz dieser Schwierigkeiten mit dem Glück halten wir hartnäckig an ihm fest. Warum eigentlich? Warum sind wir so glücksbesessen? Warum gelingt es uns nicht, etwas mehr an Glücksgelassenheit zu realisieren?

Der Soziologe Hartmut Rosa hat in diesem Zusammenhang eine interessante Diagnose gestellt. Wir Modernen, so Rosa, verfügen nicht länger wie unsere Vorfahren über die Vorstellung der Ewigkeit, über die Vorstellung eines Lebens nach dem Tod. Uns ist es nicht länger vergönnt, darauf zu hoffen, dass Dinge, die wir im Leben verpasst haben oder nicht realisieren konnten, in der Ewigkeit kompensiert werden. Dieses Tor ist nun verschlossen. Und deshalb bleibt uns nichts anderes übrig, als unsere Lebenszeit zu füllen, getrieben von einer anhaltenden Versäumnisangst. Wir müssen das Leben genießen, es »in all seinen Zügen, Höhen und Tiefen und seiner Komplexität auskosten«, wie Rosa schreibt. Um das zu realisieren, sollten wir keine Zeit verlieren. »Beschleunigung«, so Rosa weiter, sei »ein funktionales Äquivalent für die Verheißung der Ewigkeit«. Angesichts der verschwundenen Ewigkeit können wir uns ein langsames Leben offenbar nicht mehr leisten. Mittels Beschleunigung, damit das Leben durch Genusssättigung gefüllt werde, reagieren wir letzten Endes auf das Problem des Todes.

Mit dieser Diagnose geht selbstverständlich nicht die Empfehlung einher, wieder ewigkeitsgläubig zu werden. Das lässt sich auf Knopfdruck nicht realisieren. Wohl aber bietet Rosas Diagnose uns ein interessantes Erklärungsmodell an, das uns dabei hilft, unsere kollektive Versäumnisangst zu verstehen. Wir wissen nun, weshalb wir unaufhaltsam und in einem rasenden Tempo auf Glück aus sind – auf Genuss, Lust und auf die Befriedigung unserer Verlangen. Aber wir sind auch hier auf bestem Wege, getrieben durch unsere Versäumnisangst, das Glück selber zu versäumen. Wir tappen von einem Fallstrick in den nächsten.

Vielleicht hilft es, auf die Frage des Glücks nicht länger unmittelbar zuzusteuern. Wir sollten den Gedanken riskieren, dass Glück nicht das Wichtigste sei im Leben, jedenfalls nicht dasjenige Glück, das wir uns bisher näher angeschaut haben: der Genuss, die Lust, die Befriedigung unserer Wünsche und Verlangen.

Könnte es sein, dass unserem Glücksstreben ein missliches oder zumindest ein fragwürdiges Bild über das menschliche Leben zu-

grunde liegt? Unter Umständen ist eine andere Sicht möglich, eine realistischere und eine würdigere. In seinem überaus wichtigen, dem amerikanischen Rassismus gewidmeten Essay »Vor dem Kreuz«, den James Baldwin erstmals im Jahre 1962 veröffentlichte, rief dieser zu einer Konfrontation mit der Wirklichkeit des Lebens auf, mit der »Tatsache«, so Baldwin, »dass das Leben tragisch ist«. Der Verkenner dieser Tatsache geschuldet sei eine falsche Sicht auf das, was im Leben wirklich wichtig sei und was dem Leben einen Sinn zu verleihen vermag: »Das Leben ist tragisch, weil die Erde sich dreht und die Sonne unerbittlich auf- und untergeht und eines Tages, für jeden von uns, ein letztes, ein allerletztes Mal untergehen wird. Vielleicht liegt die Wurzel unserer Misere, der menschlichen Misere darin, dass wir die ganze Schönheit unseres Lebens opfern, uns von Totems, Tabus, Kreuzen, Blutopfern, Kirchtürmen, Moscheen, Rassen, Armeen, Flaggen und Nationen einsperren lassen, um die Tatsache des Todes zu leugnen, die einzige Tatsache, die wir haben. Mir scheint, wir sollten uns an der Tatsache des Todes erfreuen – ja, sollten beschließen, unseren Tod zu verdienen, indem wir uns mit Leidenschaft dem Rätsel des Lebens stellen. Wir tragen Verantwortung für das Leben: Es ist das kleine Signalfeuer in der beängstigenden Dunkelheit, aus der wir kommen und in die wir zurückkehren werden. Diese Reise müssen wir so würdevoll wie möglich unternehmen, und zwar um deren willen, die nach uns kommen.«

Das Leben nach dem Tod wird so zum Leben derer, die nach unserem Tod noch da sind und kommen werden. Vielleicht besteht unser Glück darin, verantwortlich dafür sein zu dürfen, dass die Späteren nicht unglücklich werden müssen. Oder wie es Baldwin so schön ausdrückt, die Lebensreise »so würdevoll wie möglich zu unternehmen«. Das ist tatsächlich etwas anderes, als das eigene Glück voranzustellen und das Leben auf dieses direkt auszurichten. Wir sollten bescheidenere Glückssucher werden, und dann lässt uns das Glück – auch das eigene – vielleicht nicht im Stich.

In seinen berühmten geschichtsphilosophischen Thesen des Jahres 1940 geht Walter Benjamin – wenige Monate vor seiner Selbsttötung auf der Flucht vor den Nazis – auf ein Bild von Paul Klee ein, das den »Angelus Novus« zeigt. Dieser Engel der Geschichte, der »das Antlitz der Vergangenheit zugewendet« hat, nimmt mehr wahr als derjenige, der fortschrittsberauscht auf die Zukunft setzt: »Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert.«

Aus einer solchen Lage heraus vermag nur eine Erlösung zu retten, ein Setzen auf das Messianische, das nicht am Ende der Geschichte wartet, sondern diese unterbricht und augenblicklich beendet. Das Glück fällt uns zu.

Die Permanenz des Unglücks hat also nicht ganz das letzte Wort. Es bleibt die Möglichkeit des sich einstellenden Glücks, wobei die Betonung unzweideutig auf der Möglichkeit des Glücks liegt. Da bleibt der Gedanke fern, wir Menschen seien glücksbegabte Wesen, die – vorausgesetzt, sie verhielten sich klug und bedacht – die Bedingungen eines glücklichen Lebens gleichsam in eigenen Händen hielten. Noch ferner liegt die Vorstellung, wir hätten eine Art Recht auf Glück. Jedoch abwesend ist dieses keineswegs.

An dieser Stelle nimmt Franz Kafka nun eine folgenreiche sprachliche Modifikation vor. Er schreibt im Oktober des Jahres 1921 in seinem Tagebuch: »Es ist sehr gut denkbar, dass die Herrlichkeit des Lebens um jeden und immer in ihrer ganzen Fülle bereit liegt, aber verhängt, in der Tiefe, unsichtbar, sehr weit. Aber sie liegt dort, nicht feindselig, nicht widerwillig, nicht taub. Ruft man sie beim richtigen Wort, beim richtigen Namen, dann kommt sie. Das ist das Wesen der Zauberei, die nicht schafft, sondern ruft.«

Dass hier die Rede ist von der »Herrlichkeit des Lebens«, die da »bereit liegt«, und nicht vom Glück, weist auf eine Veränderung der Perspektive hin: Die »Herrlichkeit« ist eine Gabe, die das Leben für uns bereithält, eine mögliche Gabe jedenfalls. Es sind also nicht wir, die über diese »Herrlichkeit« befinden. Sie stellt sich ein, wenn wir auf richtige Worte für sie stoßen. »Zauberei« nennt Kafka diese Kunst der richtigen Wortfindung. Es gilt, mittels des richtigen Wortes zu rufen und nicht zu schaffen.

Das Glück lässt sich nicht erzwingen: Es kann mittels des richtigen Wortes nicht geschaffen werden. Es zu rufen heißt aber nicht, nichts mehr zu tun. Denn wenn wir weiterhin etwas tun, sind wir keine Getriebenen mehr. Unserem Tun könnte der Entschluss zugrunde liegen, ein Leben in Verantwortung und Würde führen zu wollen, damit unser Glück dem der Kommenden nicht im Wege steht.

Jean-Pierre Wils ist Theologe und Ethiker. Er lehrt an der Radboud-Universität Nijmegen.

Dieser Text entstand für deutschlandfunk.de/essay-und-diskurs und wurde am 21. April 2019 in einer längeren Hörfassung unter dem Titel »Der Glücksimperativ – ein Fallstrick?« gesendet.

SAMMLUNG
EIN BILD,
EIN SATZ,
EIN WUNDER



Heute kuratiert von
Cornelia Füllkrug-Weitzel

Ihre Empfehlung:
**Diego Rivera:
Der Blumenträger (1935)**

Warum haben Sie
dieses Bild ausgewählt?

»Weil es in einfacher Formensprache deutlich macht, dass unser Luxus hart erarbeitet ist – nicht zuletzt von Menschen in anderen Erdteilen.«

Kuratorin im April ist Pfarrerin
Cornelia Füllkrug-Weitzel,
Präsidentin von Brot für die Welt
und der Diakonie Katastrophenhilfe.

Diego Rivera, The Flower Carrier, 1935; San Francisco Museum of Modern Art, Albert M. Bender Collection, gift of Albert M. Bender in memory of Caroline Walter; © Banco de Mexico Diego Rivera & Frida Kahlo Museums Trust, Mexico, D.F. / Artists Rights Society (ARS), New York; photo: Katherine Du Tiel

JACOBS' WERK UND FLÜGGES BEITRAG

Die Klima-Prophetin

Warum die Kirchen von Greta Thunberg lernen können VON ERIK FLÜGGE

Haben Sie in letzter Zeit irgendwo die Polemik von der »heiligen Greta Thunberg« gelesen? – Rechtsradikale Kreise versuchen so, die Ikone der Fridays-for-Future-Bewegung zu diskreditieren. Ich schließe mich dieser Polemik wahrlich nicht an, aber die Rede von der Heiligen beschreibt auch für mich als wohlwollenden Unterstützer ganz gut, welche Gravitationskraft Greta Thunberg mit einer einfachen Geste des leisen Widerstands erzeugt. Sie malte ein Schild aus innerer Überzeugung und setzte sich vor das schwedische Parlament. Ganz allein, und es interessierte niemanden. Sie hielt dennoch durch. Freitag für Freitag jedem Widerstand zum Trotz. Greta war immer da, bis irgendwann sich jemand zu ihr gesellte und immer mehr folgten. Ihr Zeugnis hatte überzeugt.



Es findet sich keine religiöse Figur, die solche Anziehungskraft entfaltet.

Die Geschichte von Greta Thunberg ist eine, die Christen doch bekannt vorkommen sollte. Eine Geschichte vom radikalen Ausstieg aus der Konvention. Rückzug in die Einsiedelei, deren schlichtes konsequentes Sein plötzlich Anziehungskraft entfaltet. Es ist die Geschichte des Franz von Assisi oder die von Johannes dem Täufer. Menschen, die aus innerster Überzeugung mit den Konventionen brechen, und dies so lange aushalten, bis andere ihnen folgen und sie im Lauf der Zeit zu den Ikonen gewaltiger Bewegungen werden.

Greta Thunberg hat keine religiösen Motive. Ihre Motivation ist eine Orientierung an den naturwissenschaftlichen Fakten, aber ihr Modus ist angelehnt an radikale Frömmigkeit. Also muss doch die Frage erlaubt sein: Warum gelingt

es einer jungen Frau, Hunderttausende Menschen für ihren Schulstreik zu begeistern, aber es findet sich seit Jahrzehnten keine religiöse Figur in der westlichen Christenheit mehr, die solche Anziehungskraft entfaltet?

Ich glaube, der Grund ist einfach: Die real existierende Radikalität des Christentums wird zerrümmert durch ihre Institutionalisierung. Was könnte krasser sein als Männer und Frauen, die aus reiner, wahrhaftiger religiöser Überzeugung auf ihre sexuellen Bedürfnisse verzichten? Übertrifft dies nicht jeden freitäglichen Schulstreik? Nonnen, Mönche, Priester leben genau das, aber weil es eine Regel gibt, die sie dazu zwingt, wird nicht das Zeichen beachtet, sondern nur der Verstoß dagegen.

Die Pflicht führt zur Ablehnung des Zeichens, weil sie das Interesse stets auf den Regelbruch lenkt. Die Regel korrumpiert die Glaubwürdigkeit der Radikalität.

Die christlichen Kirchen können nicht mehr institutionell einfordern, dass man ihnen folgt. Sie brauchen längst Menschen, die religiöse Gravitationskraft durch radikale Zeichen entfalten, die andere inspirieren. Geben wir diesen überhaupt noch die Chance dazu, indem wir jedem Radikalentwurf vom Leben für Gott schon eine fertige Form in Zölibat und Klostermauern geben?

Erik Flügge (32) ist katholisch, Bestsellerautor und politischer Berater. Hier beschreibt er seine Kirche von außen – im Wechsel mit der Pfarrerin Hanna Jacobs.

Folge 63: Dichter

In Tisch, ein Stuhl, ein Schild – mehr braucht es nicht für den Dichter bei Gelegenheit. Jung ist er und etwas verstrubbelt – Berufsfrisur vermutlich. »Ask me for a poem« steht auf dem Plakat, mitten in einem großen Park. Frag nach einem Gedicht. Viele fragen. Junge Mädchen stehen kichernd in der Schlange, ein Herr in blauem Anzug hat es sich in der Warteschlange auf einem Klappstuhl bequem gemacht. Offenbar genießt der junge Poet einen guten Ruf. Er schreibt auf Bestellung. »Ich brauche ein Liebesgedicht zum Hochzeitstag.« – »Mir ist der Tag heute auf die Füße gefallen.« – »Mein Hund ist gestorben.« – »Ich liebe den Frühling, aber meine Worte klingen wie ein kitschiges Zitat.«

Wer sich näher an den Standort des Dichters heranschleicht, kann hören, wie er mit seinen Kunden spricht. Ein paar Stab-

reime nach der Manier von Tante Ursula, die als Familiendichterin alle das Fürchten gelehrt hat, ein wenig Wilhelm-Busch-artiger Humor, so stelle ich mir die Ergebnisse vor. Weit gefehlt. Eine poetische Sprache, die zum Resonanzgefäß für die geschilderten Gefühlslagen wird, frisch, witzig, traurig, ungehört, mit Bildern, auf die so schnell nur ein Wortkünstler kommen kann.

Der Kerl kann wirklich dichten. Er verkauft keine Klischees, sondern alltagstaugliche, aber versponnene, eigensinnige, freche oder zarte Sprachüberlebenshelfer. Manchmal steht nur ein klitz-



schreibt er verschmitzt und schnell und schiebt der nächsten Kundin einen Zettel zu. Die liest, stutzt, lacht und zieht fröhlich weiter. Den Zettel hat sie in die Tasche gesteckt. Was wäre, wenn ich mir einen Tisch nähme, einen Stuhl, ein Schild? »Ask me for a prayer«. Kein Gebetsautomat auf zwei Beinen. Keine In-

SO GEHT'S AUCH

Brücken statt Brüche

Wie Köln von seinem jüdischen Erbe überrascht wurde VON ANDREAS ÖHLER

Das Notwendige, so schrieb der Philosoph Georg Friedrich Wilhelm Hegel, setzt sich stets zufällig durch. Das trifft wohl auch auf Jürgen Rüttgers zu. Wäre der ehemalige Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen bei der Vorbereitung einer Rede nicht auf ein historisches Datum gestoßen, hätte es diese Republik womöglich gar nicht bemerkt, geschweige denn gebührend gefeiert: Im Jahr 321 erließ der römische Kaiser Konstantin ein Edikt, das den Kölner Juden gestattete, im Stadtrat Ämter zu bekleiden. Der Erlass wird heute im Vatikan aufbewahrt und gilt – solange sich keine früheren Dokumente finden – als die »Geburtsurkunde der nachweislich ältesten Gemeinde in Europa nördlich der Alpen«, wie die »Jüdische Allgemeine« konstatiert. Es kommt nicht oft vor, dass es einmal keines Hinweises jüdischer Institutionen bedurfte, um ihre Geschichte der Öffentlichkeit zu vermitteln.

Dieser Meilenstein der Inklusion ist mehr als nur ein regional relevantes liberales Zeugnis für ein christlich-jüdisches Miteinander im frühen Mittelalter – und soll nun auch gebührend gefeiert werden. Rüttgers ging auf die Kölner jüdische Gemeinde zu, wo der Entschluss reifte, das Jubiläum im Jahr 2021 bundesweit zu feiern. Weshalb das Datum auch eine politische Relevanz hat, formulierte der ehemalige NRW-Landeschef gegenüber der »Jüdischen Allgemeinen«: »Wer viel von der jüdisch-deutschen Geschichte weiß, kann eigentlich kein Antisemit sein.« Vor einem Jahr gründete sich deshalb auf seine Initiative hin



»Wer viel von der jüdisch-deutschen Geschichte weiß, kann kein Antisemit sein.«

ein Verein, die beiden Kirchen in Deutschland griffen die Initiative begeistert auf. Thomas Sternberg, Präsident des Zentralrats der deutschen Katholiken, und Hans Leyendecker, der in Dortmund den Evangelischen Kirchentag leitet, sitzen inzwischen im Kuratorium dieses Vereins, in dem auch der Zentralrat der Juden vertreten ist. Sein Name: »321 – 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland«. Die Initiative nimmt nach einem Jahr nun Fahrt auf und plant konkrete Kooperationen, prüft Ideen und Finanzierungsmöglichkeiten. Ambition ist es, eine ähnliche Resonanz zu erzeugen wie das Reformationsjubiläum 2017.

Dass der Bundespräsident die Schirmherrschaft über das religionsübergreifende gesellschaftliche Projekt übernimmt, gilt als ausgemacht. Wachgehalten werden soll die Erinnerung an Brücken und Brüche. Der Vereinsvorsitzende Abraham Lehrer, der auch die Kölner jüdische Gemeinde leitet, betont, dass nicht der Judenhass im Zentrum des Gedenkens stehen solle. »Vor allem für Nichtjuden ist es wichtig«, sagte Lehrer der jüdischen Wochenzeitung, »einmal zu erfahren, was es mit diesem christlich-jüdischen Fundament auf sich hat.« Werden diejenigen, die sich die Rettung des jüdisch-christlichen Abendlandes auf die Fahnen schreiben und gegen eine offene Gesellschaft aufmarschieren, auch dieses Sinnangebot ignorant ausschlagen?

Haben Sie von einer ungewöhnlichen Idee in Ihrer Gemeinde gehört? Bitte schreiben Sie an redaktion@christundwelt.de.

FOTOTAGEBUCH
EINER BISCHÖFIN

kleines Wort auf dem Zettel. Auf Instagram kann man seine Gedichte als Wortbilder liken. Das ist Gebrauchsliteratur vom Feinsten. Stundenlang beobachte ich den jungen Schreiber, sehe, wie er sich Zeit lässt, manche darum bittet, morgen wiederzukommen.

Dann schreibt er verschmitzt und schnell und schiebt der nächsten Kundin einen Zettel zu. Die liest, stutzt, lacht und zieht fröhlich weiter.

Den Zettel hat sie in die Tasche gesteckt. Was wäre, wenn ich mir einen Tisch nähme, einen Stuhl, ein Schild? »Ask me for a prayer«. Kein Gebetsautomat auf zwei Beinen. Keine In-

stant-Kirchenlyrik. Sondern Gebete, die zur Geschichte der Leute passen, die eines brauchen, weil ihnen die Sprache abhandengekommen ist oder der Adressat. Gebete, die sich Zeit lassen und erst am folgenden Morgen fertig sind.

Gebete, die nur ein Wort lang sind, Stoßseufzer an den Grenzen der Sprache, auf einen Zettel geschrieben, der in jeder Hosentasche Platz hat. Vielleicht sind ein paar alte Psalmen dabei oder Luthers Morgensegen. Das wäre was.



Petra Bahr ist Landesuperintendentin für den Sprengel Hannover. In ihrer Kolumne hält sie ihren Alltag in Wort und Bild fest.